Ruhm der ersten deutschen Kunststadt zu erhalten. Sein Enthusiasmus und seine feine Kennerschaft in künstlerischen Fragen sind unvermindert rege geblieben. Und nicht nur durch Förderung junger Talente kommt Prinz-Regent Luitpold seiner Pflicht als „omnium artium protector" nach, sondern hauptsächlich auch durch das Geschick, mit dem er es verstanden hat, starke Differenzen in der Künstlerschaft durch versöhnende Worte und Thaten zu beseitigen.

Wenn nicht die Pflege der bildenden Künste, deren Vertreter dem Prinz-Regenten in herzlicher Verehrung und Dankbarkeit zugethan sind, dem Fürsten geradezu als wichtiger Theil seines Lebensinhalts erscheinen würde, so könnte man sagen: die Kunstförderung ist der einzige Luxus, den Prinz Luitpold sich gestattet. Denn sonst ist er die Einfachheit und Anspruchslosigkeit in Person. Wenn auch höfischer Brauch die Abhaltung prunkvoller Feste in der Residenz von Zeit zu Zeit nöthig macht: solche Hofactionen sind dem Regenten im Grunde unsympathisch. Allen lauten Huldigungen geht er aus dem Wege. Er fühlt sich wohl, wenn er im einfachen Hofwagen in Civil, ganz allein oder von einem Ordonnanzofficier begleitet, seine Familienmitglieder oder seine Künstler aufsucht.

Mit rührender Sorgfalt waltet er als Familienvater. Das Schicksal hat ihm nach nur kurzer Ehe die Gattin, eine geborene Prinzessin von Toskana (gestorben 1864), entrissen. In den letzten Jahren ist die Schwester, die Herzogin von Modena, und seine unverheirathete Tochter, die durch ihre kühnen Forschungsreisen bekannte Prinzessin Therese, fast stets um ihn. Mit seinen Söhnen, Enkeln und Neffen ist Prinz-Regent Luitpold in innigen persönlicher Beziehung.

Eine große Passion des Regenten ist bekanntlich die Jagd. Er ist weniger ein Freund der großen Treibjagden, als der schwierigen Hochgebirgsjagden. Im „Joppa'lastl" mit gamsbartgeziertem „Jägerhuatl", hirschledernen Kniehosen und Wadenstrümpfen — so zieht Bayerns Regent im Sommer auf die Gamsjagd. Einige vertraute Freunde, so der Bildhauer Ferdinand v. Miller, der Chirurg Prof. Angerer und der Oberforstrath v. Krembs, gehören zu seiner ständigen Jagdgesellschaft. Ohne jede Hilfeleistung „kraxelt" der greise Fürst wie ein Jüngling noch heute steile Grate bergan, und mit unfehlbarer Sicherheit zielt und trifft er sein Wild. Im October kehrt der Regent regelmäßig vom Gebirge in die Hauptstadt zurück: zum Octoberfest. Die Huldigung, die ihm bei diesem Anlasse die Bauern darbringen, die von weither kommen zum Königssonntag, gefällt dem hohen Herrn, weil sie so ganz ungekünstelt ist. Er ist eben von Haus aus einfach und natürlich.

Zu München hat der Regent eine aufrichtige Zuneigung: er freut sich des Wachsthums und der Schönheiten der Hauptstadt, die dem Hause Wittelsbach so unendlich viel verdankt, und er hat wiederholt bewiesen, daß er, wenn es sich um eine Verschönerung der süddeutschen Metropole handelt, stets bereit ist, große Opfer zu bringen. Einer der großartigsten Beweise hierfür ist die Schenkung der neuen Prinz-Regenten-Brücke nach dem Einsturz der gleichfalls vom Regenten gespendeten früheren Brücke über die Isar.

Zum Schlusse müssen wir eine Eigenschaft des Regenten erwähnen, die seiner Persönlichkeit das eigentliche Gepräge giebt: die Treue. Es mag wenige Menschen geben, die so treu und dankbar zu Denen halten, mit denen sie Freundschaft oder gemeinsames Wirken verbindet, wie unseren Prinz-Regenten. Die Männer, die ihm persönlich nahe stehen, begleitet er mit seiner Huld und Freundschaft, die sich bei jeder Gelegenheit documentirt, ihr Leben lang. Nichts ist seinem Wesen unsympathischer, als rascher Wechsel in seiner Umgebung, unerprobte Hinneigung zu Personen und schroffe Abweisung. Die Wenigen, denen er rückhaltlos vertraut, haben in ihm den treuesten Freund, und der verstorbenen Freunde gedenkt er in geradezu rührender Pietät. Und wie er im Verkehr mit einzelnen Menschen treu ist, so ist er es auch in seiner Stellung zu Kaiser und Reich. Von Anfang an hat er lebhaft den Reichsgedanken gefördert und ungeachtet der Aufgabe mancher wichtigen Privilegien Bayerns dem Reiche bereitwillig Opfer gebracht. Im Vertrauen auf die unantastbare Integrität der bayerischen Monarchie hat er als Prinz und Regent, getreu der Mahnung seines Vaters, sein Leben lang gehandelt. „Meine Söhne, seid deutsch, deutsch in That und Wort! Ungetrennlich haltet an Deutschland!" Dieses treue, ehrliche Festhalten am Reich soll dem Haupte des stolzen und alten Hauses Wittelsbach immerdar hoch angerechnet werden!

An der Schwelle des neuen Jahrhunderts feiert das bayerische, und mit ihm das deutsche Volk, den achtzigsten Geburtstag des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern. Die schwersten und die glücklichsten Tage seines engeren und weiteren Vaterlandes hat er mitstreitend und mitbestimmend erlebt. Die frische, ungebrochene Kraft, der feste Wille zur Arbeit im Dienste seines Volkes bürgen dafür, daß er noch manche Jahre lang Bayern regieren wird: ein allzeit eifriger Förderer socialen und religiösen Friedens, ein unermüdlicher Freund der Wissenschaft und Kunst, ein edler, einfacher, liebenswürdiger und mildherziger Mensch und ein pflichteifriger, sich selbst und seinem Volke ganz getreuer Herrscher.

Taucha.

Von Julius R. Haarhaus.

Von den zahlreichen uralten slawischen Niederlassungen an der untern Parthe hat nur Taucha und zwar verhältnißmäßig früh, sich zu einer Stadt entwickelt und es trotz mancher Schicksalsschläge zu Wohlstand und Ansehen gebracht. Es hat so gut seine eigene Geschichte, die sich allerdings in vielen Punkten mit der Leipzigs berührt, aber dennoch deutlich verräth, daß seine Entwickelung sich im Großen und Ganzen unabhängig von den Einwirkungen der größeren und glücklicheren Nachbarstadt vollzogen hat.

Merkwürdiger Weise begegnet man in Leipzig häufig der irrigen Ansicht, Taucha habe früher als Meßstadt eine Rolle gespielt und sei zu jener Zeit als gefährliche Rivalin Leipzigs aufgetreten. Diese Behauptung ist, wenn auch nicht völlig aus der Luft gegriffen, so doch eine arge Uebertreibung. Sie ist auf verschiedene historische Ueberlieferungen zurückzuführen, die in der uns vorliegenden Fassung den Stempel der Unwahrscheinlichkeit so deutlich an der Stirn tragen, daß sie uns einer ernstlichen Widerlegung überheben. Die bekannteste und am häufigsten citirte Nachricht dieser Art findet sich in Vogel's Annalen. Dort heißt es: „1433 fielen die Böhmen und Hussiten abermals in Meißen, thaten mit Rauben, Sengen und Brennen überall großen Schaden, ließen sich bei Taucha, welches dazumal ein wenig wieder gebauet war, nieder, rissen die Stadtmauer über'n Hausen und zerstörten es gänzlich. Dazumal sollen sie 12 000 Wagen (!) mit fremder Kaufleute Gütern beladen bekommen und mit sich hinweggeführet haben. Und dieses ist die Ursache, warum die Niederlage und der Kaufhandel von Taucha nach Leipzig geleget worden."

Schon J. G. Guth weist in seiner „Geschichte der Stadt Taucha" auf verschiedene Unrichtigkeiten in dieser Notiz hin und vermuthet, wohl nicht mit Unrecht, daß hier eine Verwechselung Tauchas mit dem böhmischen Dorfe Techau vorliege, wo thatsächlich in dem genannten Jahre mehrere Tausend Wagen von den Hussiten erbeutet wurden. Von einer Verlegung „der Niederlage und des Kaufhandels" nach Leipzig kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil Leipzig seine beiden Hauptmessen bereits seit dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts besaß, und der Hauptstapelplatz für die ganze weitere Umgegend war. Allerdings nahm der Leipziger Handel seit dem Jahre 1387 einen besonders starken Aufschwung, weil damals Merseburg, die einzige ernstliche Concurrentin der Pleißestadt, durch eine Feuersbrunst zerstört wurde und seine frühere commerzielle Bedeutung niemals wieder erlangte.

Heute macht Taucha den Eindruck einer behäbigen, kleinen Landstadt, die ihren Wohlstand mehr dem Ackerbau als dem Handel verdankt. Auch unter den ältesten Gebäuden ist keins, das seiner ganzen Anlage nach nicht auf den ländlichen Wirthschaftsbetrieb hinwiese, während die Kennzeichen alter, dem Handel und seinen mannigfachen Verzweigungen dienender Häuser: Speicher, Magazine und Gewölbe, fast gänzlich fehlen. Nun ist Taucha freilich wiederholt von Feuersbrünsten heimgesucht worden, aber die Zähigkeit, mit der gerade die Bevölkerung kleinerer Landstädte an den Gepflogenheiten der Vorfahren festhält, bürgt dafür, daß die niedergebrannten Häuser in allem Wesentlichen genau so wieder aufgebaut worden sind, wie sie zuvor gestanden haben. Ueberdies ist in den älteren, Taucha betreffenden Urkunden fast ausschließlich vom Ackerwesen die Rede; die Bürger hatten dem Besitzer des Schlosses Hand- und Spanndienste zu leisten, „das Getreide zu schneiden, Heu und Grummet zu machen, Dünger zu fahren, den Hafer zu harken und in die Bunde zu bringen, den Flachs zu beschicken und das Kraut zu stecken und zu hacken" — Alles Arbeiten, die Kenntniß und Erfahrung in landwirthschaftlichen Dingen voraussetzten und von Kaufleuten sicherlich nicht verlangt worden wären. Auch wird genau bestimmt, wie viel Vieh — Rindvieh, Schweine und Schafe — jeder Bürger zu halten berechtigt sei. Von den Gänsen, deren Zucht heute einen so wichtigen Erwerbszweig der ganzen Parthengegend bilden sprechen die erwähnten Urkunden merkwürdiger Weise nicht. Auch des Weinbaus, der, wie der Name des in nächster Nähe der Stadt gelegenen „Weinbergs" andeutet, in früheren Jahrhunderten hier betrieben wurde, und an den sich in den alten Rebstöcken an den Hausfronten noch eine letzte sichtbare Erinnerung erhalten hat, wird nirgends ausdrücklich gedacht.

Man hat sogar in den zahlreichen, zum Theil sehr alten Gasthöfen und Wirthshäusern Tauchas einen Beweis für die Vergangenheit des Ortes als Meßstadt erblicken wollen. Aber auch dieser Beweis ist nicht stichhaltig. Taucha hat als wichtigste Station an der Straße Leipzig-Eilenburg, namentlich vor dem Bau der Eisenbahn, sicherlich stets Fremdenverkehr gehabt und ist auch heute noch für die Bewohner der unteren Parthengegend die Metropole, wo sie zur Abwickelung von Geschäften zusammentreffen und vor dem Amtsgerichte ihr Recht suchen. Der Jahrmarkt endlich hat nie eine andere als eine locale Bedeutung besessen. Daß er heute noch alljährlich in den Abendstunden von der Leipziger Jugend durch kriegerische Spiele in seltsamer Vermummung gefeiert wird, dürfte wohl nur auf die Erinnerung an eine alte Fehde zwischen den beiden Städten, vielleicht an die bekannte Thatsache der Gefangennahme des Leipziger Bürgermeisters Ludwig Fachß durch den Dynasten von Taucha, Wilhelm von Haugwitz, die am 15. September 1532 erfolgte, zurückzuführen sein. Es ist freilich nicht unmöglich, daß man gelegentlich von Leipzig aus den Versuch gemacht hat, durch handgreifliche Einmischung den „Tauchschen Markt" zu stören, aber wenn dies wirklich der Fall gewesen ist, so haben wir in einer solchen Gewaltthat keinen Act des Concurrenzneides, sondern lediglich einen Ausfluß jener alten Feindseligkeiten zu sehen, die lange Zeit zwischen Leipzig und Taucha — und zwar nicht ohne beiderseitige Schuld — bestanden. Es ist einleuchtend, daß ein Ueberfall seitens der Leipziger gerade zur Zeit des Jahrmarkts in Taucha am leichtesten zu bewerkstelligen war und die dortigen Bürger empfindlicher als sonst treffen mußte.

Ueber die Veranlassung zu diesen Feindseligkeiten giebt uns die Geschichte Tauchas, die wir hier in knappen Zügen erzählen wollen, ausreichende Auskunft.

Taucha, das Cotug, Cothug, Cothin oder Cotkili der Sorben-Wenden, ist uralt und scheint schon im 5. oder 6. Jahrhundert von den Siusiern, einem aus der Wolgagegend eingewanderten slawischen Stamme, gegründet worden zu sein. Kaiser Otto I. überwies das Land an der unteren Parthe seiner Gemahlin Adelheid zum Leibgedinge, diese schenkte es im Jahre 965 ihrer Tochter Mathilde, Abtissin von Quedlinburg. Bei deren Tode, 999, fiel es wieder an das Reich zurück, mit Ausnahme der Flecken Cotug und Porintizi (Taucha und Portitz), die bereits 974 an den Bischof Giseler von Merseburg gelangt waren. Wie lange Taucha im Besitze des Merseburger Stuhles blieb, wissen wir nicht, da bis zum Jahre 1220 keine Urkunde oder Chronik des Ortes Erwähnung thut. In dem genannten Jahre ließ der Erzbischof von Magdeburg die Burg an und umgab die Stadt mit einer festen Mauer. Die Veranlassung dazu bot Leipzig. Dort hatten sich die Bürger gegen ihren Landesherrn Dietrich den Bedrängten empört und sogar den Versuch gemacht, ihn zu ermorden. Um der drohenden Bestrafung zuvorzukommen, verbündeten sie sich mit dem Osterländischen Adel und griffen Dietrich an. Dieser eroberte jedoch die Stadt, schleifte ihre Befestigungen und erbaute innerhalb des Weichbildes drei Zwingburgen. Der Osterländische Adel, auch seinerseits die Rache des Markgrafen fürchtend, bewog den diesem feindlich gesinnten Erzbischof von Magdeburg, Taucha zu befestigen und den Gegnern Dietrich's hierdurch einen sicheren Stützpunct für ihre kriegerischen Operationen herzurichten. Der Markgraf starb jedoch schon im folgenden Jahre an Gift, und so scheint Taucha gar nicht durch die damaligen Ereignisse weiter berührt worden zu sein. Schon im Jahre 1223 wurde in einer Fehde zwischen dem Erzbischof Erich von Magdeburg und dem Markgrafen Dietrich von Landsberg das Schloß durch letzteren zerstört. Die Stadt selbst scheint hierbei nicht gelitten zu haben und auch das Schloß wurde wohl schon am Ende des 13. Jahrhunderts wieder aufgebaut. Wenige Decennien später erscheinen in den Urkunden die Herren von Mackeritz als Besitzer der „Burg zu Tuch", dann, zu Ausgang des 14. Jahrhunderts, die Herren von Draschwitz. Im Jahre 1473 wurde Taucha durch die Hussiten eingeäschert. Bei dieser Gelegenheit soll außer den benachbarten Dörfern Kritau (zwischen Taucha und Plösitz, am linken Partheufer), Stabitz (zwischen Pönitz, Seegeritz und Cradefeld), Clebisdorf (zwischen Taucha und Sommerfeld) und Cunnersdorf (bei Sehlis) ein Bergschloß „Wyn" vom Erdboden vertilgt worden sein, das angeblich auf dem jetzt mit Kiefernwald und städtischen Parkanlagen bedeckten Weinberg („Wynberg") gestanden hat. Diese Thatsache ist mindestens ebenso wenig verbürgt, wie die Richtigkeit der Behauptung, der Berg sei wegen der daselbst erfolgten Aussöhnung der feindlichen Brüder Friedrich's des Sanftmüthigen und Wilhelm's des Tapferen „Gewinnenberg" genannt worden.

Es hat offenbar lange gedauert, bis sich Taucha wieder aus seinen Ruinen erhob. Erst im Jahre 1503 finden wir die Stadt wieder erwähnt und zwar als Eigenthum eines Herren Hans von Haugwitz oder Haubitz, dessen Sohn und Erbe der berüchtigte Wilhelm von Haugwitz war, der den Streit mit dem Rathe von Leipzig begann. Er legte sich nämlich bei Taucha einen Fischteich an und benutzte die Leipziger Landstraße hierbei als Abzugsgraben, weshalb der Rath energisch gegen ihn vorging. Haugwitz antwortete mit der bereits erwähnten Gefangennahme des Leipziger Bürgermeisters, worauf ihn Herzog Georg zur Verantwortung nach Leipzig lud. Da er nicht kam, wurden seine Güter eingezogen, er selbst in die Acht gethan. Nun begann er die Gegend als Stegreifritter unsicher zu machen, ließ aber, vom Herzog hart bedrängt seinen Gefangenen gegen Zahlung eines Lösegeldes von 5000 rhein. Goldgulden nach Jahresfrist frei, steckte sein Schloß mit eigener Hand in Brand und entfloh nach Niedersachsen, wo er sein ritterliches Gewerbe fortsetzte, bis er nach einigen Jahren begnadigt wurde und seine Güter zurückerhielt. Bald darauf kam Taucha an Haugwitz' Vetter, Wilhelm den Jüngeren, der das Schloß wieder aufbaute, wahrscheinlich aber schon im Jahre 1567 an Abraham von Rochow abtrat. Von diesem kaufte es durch Vermittelung des Kurfürsten August im Jahre 1569 der Rath der Stadt Leipzig. Nahezu 67 Jahre lang durfte sich Taucha nun eines ungetrübten Friedens erfreuen, bis das Elend des Dreißigjährigen Krieges mit dem Jahre 1637 auch in die stille Landstadt an der Parthe seinen Einzug hielt. Furchtbar wütheten die Söldner des schwedischen Generals Banér, nicht minder furchtbar nach deren Abzug die Kaiserlichen. Der Ort wurde größtentheils niedergebrannt, die Einwohner in großer Zahl mißhandelt und unter Foltern getödtet, und zu alledem kamen noch Hungersnoth und Pest. Die folgenden Jahre erging es Taucha nicht besser, und als endlich der Friede von Münster proclamirt wurde und man allerorten Dankgottesdienste veranstaltete, fand die nun anbrechende bessere Zeit in Taucha nur noch elf Familien vor. Langsam, aber stetig hob sich in der Folgezeit Wohlstand und Einwohnerzahl. Die Stadt war nahezu wieder vollständig aufgebaut, als am 12. Juli 1682 beim Leipziger Thore ein Brand ausbrach und mehr als die Hälfte aller Häuser in Asche legte. Wie groß die daraus entstandene Noth war, beweist am deutlichsten die befremdende Thatsache, daß sich der Bürgermeister Kuffenschmid, der all sein Hab und Gut verloren hatte, vom Rathe der Stadt Leipzig ein Armuthszeugniß ausstellen ließ, um mit demselben betteln zu gehen.

Sechsundachtzig Jahre später, wiederum an einem Julitage, brannte der westliche Theil der Stadt einschließlich der Kirche und des Rathhauses zum zweiten Male ab. Diesmal wandte jedoch die Bevölkerung Leipzigs den unglücklichen Nachbarn so reiche Unterstützung zu, daß eine große Anzahl Wohnhäuser und die Kirche schon bald wieder neu aufgebaut werden konnten. Noch heute erinnert ein Gedenkstein an der Westseite des Gotteshauses an die Einweihung desselben am 25. September 1774. Auch die Stelle, wo der große Brand im Jahre 1768 ausbrach, ist durch eine Steintafel mit Inschrift gekennzeichnet. Natürlich hatte Taucha, schon wegen der Nähe von Leipzig, dessen weite Ebene zum Schlachtfelde wie geschaffen schien, auch in den Napoleonischen Kriegen viel zu leiden. 1806 wurde es von Franzosen, 1807 von Bayern und Rheinbundtruppen, 1808 von Russen besetzt. 1812 war Taucha das Hauptquartier der portugiesischen Legion auf dem Zuge nach Rußland, 1813 zogen abwechselnd Franzosen und Russen ein, von denen erstere die Stadt mehrfachen Plünderungen unterwarfen. Am höchsten stieg die Noth in der Zeit, die der großen Völkerschlacht unmittelbar vorherging. Ununterbrochene Truppendurchzüge beunruhigten die Einwohnerschaft Tag und Nacht. Am Morgen des 18. October passirten Taucha flüchtige Kosaken, denen Franzosen auf dem Fuße folgten. Diese besetzten die Stadt, zogen sich aber schon nach wenigen Stunden wieder zurück. Wenn der Wind den dichten Schleier von Nebel und Pulverdampf, der über die Ebene ausgebreitet lag, lüftete, vermochte man von Taucha aus die Bewegungen der Truppenkörper zu erkennen und zu verfolgen. In der Nacht vom 18. auf den 19. October wurden 1500 verwundete Russen und Preußen eingeliefert. Die Durchzüge dauerten bis zum 8. November fort, wo eine größere Abtheilung Baschkiren die Stadt passirte.

Seitdem hat Taucha keine fremden Truppen mehr in seinen Mauern gesehen und sich, unbeeinträchtigt durch feindliche Gewalten, zu der freundlichen und sauberen Landstadt entwickelt, als die es sich heute präsentirt. Von der alten Stadtmauer sind noch spärliche Reste vorhanden, aber das einst so trotzige Schloß hat sich in die Oekonomiegebäude eines Rittergutes verwandelt, über dessen Wohnhausthür noch immer das Leipziger Wappen prangt. Ein stattliches neues Rathhaus ist zur Zeit gerade im Bau begriffen. Es wird in einem Stile aufgeführt, der einen Ausgleich zwischen deutscher Renaissance und dem neuesten Kunstgeschmacke anzubahnen versucht. Unter den decorativen Motiven der Façade spielt auch die Gans eine Rolle — ein Beweis, daß Senat und Volk von Taucha in dieser Hinsicht auf dem Standpunkte der alten Römer stehen, die ja bekanntlich dem angenehmen Vogel die höchste Verehrung zollten.

Die Gesellschaften und Staaten der Thiere.

III.

Herr Professor Dr. Marshall ging in seinem dritten Vortrag zunächst auf die äußeren Unterschiede, die zwischen dem Körper der echten, geselligen Wespen und dem der Hummeln und Bienen sich zeigen, näher ein. Abgesehen davon, daß bei diesen die Gestalt gedrungener ist und der Hinterleib mit breiterer Basis dem Bruststücke ansitzt, sind sie immer stark behaart, während jene glatt sind; sie haben einen Apparat zum Einsammeln und Eintragen des Blüthenstaubes an dem hintersten Beinpaare und an dem Hinterleibe Vorrichtungen zur Absonderung des Wachses, außerdem sind die leckenden Theile ihrer Mundwerkzeuge besser, die kauenden aber schlechter entwickelt. Alle diese Unterschiede beruhen auf der wesentlich andern Art der Ernährung und des Haushaltes der Hummeln und Bienen und sind zurückzuführen auf ihr Verhältniß zu den Blumen und Blüthen der Pflanzen, um die ihr ganzes Dasein sich dreht. Diese socialen Insecten genießen außer Wasser und Fruchtsäften, wenn sie deren habhaft werden können, nichts als Pollen und Honig und ernähren auch ihre Larven ausschließlich damit. Sie sind auf die Blumen angewiesen und diese auf sie: sie vermitteln die Bestäubung der Blumen, damit die Befruchtung sehr zahlreicher Pflanzen und die ganze Existenz der betreffenden Arten.

Die schönen, lebhaften Farben, der Wohlgeruch und der Honig oder Nectar der Blumen sind blos der Insecten und bei uns besonders der Hummeln und Bienen halber da, um sie anzulocken, und sie sind das Botenbrod, das die Pflanzen als Entgelt für die wichtigen Geschäftsgänge der Hummeln und Bienen von Blume zu Blume, von Blüthe zu Blüthe bieten: in und auf ihrem Pelze tragen die Insecten den Pollen der einen Blume auf das Pistill oder die Narbe einer anderen derselben Art, wodurch erst die Samenbildung bei dieser ermöglicht wird. Die Vorrichtungen, sich den Besuch der Hummeln und Bienen zu sichern und die anderen Insecten abzuhalten, wodurch eine Verschleppung des Pollens auf Pflanzen anderer Art vermieden wird, sind bei den Blumen oft äußerst verschmitzt. Namentlich ist der Honig häufig nur für jene zugänglich und sind ihre Mundwerkzeuge darauf eingerichtet und haben sich an diese Verhältnisse angepaßt. Der sogenannte Rüssel der Bienen und Hummeln ist eigentlich kein Saugapparat in dem Sinne, wie bei den Mücken, Wanzen und besonders bei den Schmetterlingen; der Honig wird weniger eingesogen, als eingeleckt und gelangt zunächst in eine Erweiterung der Speiseröhre, den sogenannten Saugmagen. Das betreffende Insect verwerthet ihn zum Theil unmittelbar zu seinem eigenen Nutzen, zum Theil bricht sie ihn aber, ins Nest zurückgekehrt, dort aus zum Frommen der Gesellschaft, namentlich der Larven. Aus dem Honig scheidet sich durch chemische Umsetzungen im Innern des Körpers das Wachs auf den weichen Zwischenhäuten der harten Ringe des Hinterleibs in Gestalt von Körnchen oder Schüppchen aus. Die Schiene und das erste Fußglied (die Ferse) jedes hintersten Beines sind stark verbreitert und mit einem Haar- oder Borstenapparat versehen, zwischen dessen Haare sie mit den beiden vorderen Beinpaaren Blüthenstaub sammeln und als „Höschen" eintragen.

Der Staat der Hummeln gleicht darin dem der Wespen, daß er blos vom Frühling bis zum Herbste dauert, mithin als Staat nicht überwintert. Das thun in beiden Fällen blos die im Herbst befruchteten vollgiltigen Weibchen (Königinnen), die bei den Hummeln in hohlen, mit Baumerde gefüllten Stämmen, tief unter Moos, in Erdlöchern zc. ihre Winterquartiere beziehen, aber niemals im alten Neste, was bei Weibchen häufig der Fall ist. Zeitig im nächsten Frühjahre, meist vor den Wespenköniginnen erscheint die Hummelmutter, erquickt sich zunächst an den ersten Frühlingsblüthen, besonders auch an den Kätzchen der Weiden, dann sucht sie eine geeignete Stätte zur Anlage ihres Nestes, je nach der Art, zu der sie gehört, etwas verschieden: die der bei uns häufigsten Form, der Erdhummel, erreicht das oberflächlich gelegene Ende eines verlassenen Maulwurfs- oder Feldmäuseganges, manchmal bis zu einer Tiefe von 5 Fuß, die anderen siedeln sich in Moosklumpen, unter dürrem Laub, in einem dem Boden nahe oder auf ihm befindlichen vorjährigen Vogelnest, einem Mauerloch zc. an, immer ist aber der Eingang zum Neste ziemlich versteckt. Ist ein zweckentsprechender Raum gefunden, so glättet die Königin seinen Boden und seine Wandungen und trägt zerbissene Moosstückchen ein, worauf sie mit dem Bau einer großen Wachszelle von eirunder oder tonnenförmiger Gestalt beginnt, die oben offen bleibt. Nachdem diese mit Honig und etwas Pollen ziemlich gefüllt ist, legt die Mutter mehrere Eier hinein und füttert die daraus entstehenden Larven hintereinander weg bis zu deren Verpuppung. Ein überwintertes, also befruchtetes Hummelweibchen legt nur befruchtete Eier, mithin solche, aus denen weibliche Individuen, vollkommen oder unvollkommen entwickelte, neue Königinnen oder Arbeiterinnen hervorgehen werden. Sind die Larven in der großen Erstlingszelle ausgewachsen, so spinnen sie sich in einem Seidencocon ein und erscheinen vier Wochen darauf als fertige Hummeln-Arbeiterinnen. Diese übernehmen nun von der Mutter, die wenig mehr ausfliegt und wesentlich nur noch Eier legt, die Arbeit, bauen die weiter sich nöthig machenden Zellen, tragen Pollen und Honig ein und verpflegen die Geschwisterlarven. Die Zellen unterscheiden sich dem Baue nach sehr von denen der Wespen und Bienen. Sie bilden keine Waben, liegen nicht unmittelbar nebeneinander, sind nicht sechseckig, sondern rund im Querschnitte, und jede hat ihre eigene Wandung. Sie stehen wie Amphoren in einem antiken Weinkeller neben und über einander. Als Grundlage dienen die leeren Puppencocons, die innen geglättet und außen dick mit Wachs überzogen werden. Sie werden z. Th. als Brutzellen benutzt, z. Th. aber auch als Vorrathstöpfe für Honig und Pollen, aus denen die Hummeln sich und ihre Larvengeschwister bei schlechtem, rauhem Wetter nähren. Der berühmte Grazer Hummelforscher Hoffer fand in einem aus 300 Zellen bestehenden Hummelneste einmal 12 Krüge oder Cylinder, die blos festgestampfte Pollen enthielten. Wo drei Vorrathszellen aneinanderstoßen, wird die zwischen ihnen freibleibende, verzogen-dreieckige kaum unten mit einem Wachsboden versehen und gleichfalls zum Aufstapeln von Honig und Pollen benutzt.

Aus den Eiern der Mutterkönigin entwickeln sich im Frühling blos Arbeiterinnen oder, wir wollen einmal sagen: natürlich kastrirte Weibchen, die sich nicht vermehren, aber im Sommer erscheint eine zweite Art von Töchtern, zwar kleiner, als die Mutter, aber völlig entwickelt und fortpflanzungsfähig. Sie legen entwickelungsfähige, wenn auch nicht befruchtete Eier gemäß der, namentlich bei Insecten öfters auftretenden Parthenogenesis oder Jungfernzeugung, aus denen aber nur Männchen hervorgehen. Diese Jungfernmütter treten dann auf, wenn der Hummelstaat in vollster Blüthe steht, und die Temperatur- und Ernährungsverhältnisse am günstigsten liegen. Sie sind nichts anderes, als durch die Gunst der Umstände völlige herangereifte Arbeiterinnen.

Im Hochsommer besteht also ein Hummelstaat, der nur so viel Bürgerinnen, wie ein vollkommener der Wespen oder Bienen, sondern im besten Falle etwa nur 500 enthält, aus Individuen, die zu 3 Generationen gehören: einer ersten und aus einem Individuum, der alten Königin aus dem vorigen Jahre bestehenden, der Muttergeneration einer zweiten, oder Arbeiterinnen und Jungfernweibchen umfassenden Tochtergeneration und einer dritten oder Enkelgeneration, bloß aus auf parthenogenetischem Wege erzeugten Männchen gebildet. Die Männchen scheinen eine Art Zigeunerleben zu führen, schwärmen herum und sind vorläufig noch nicht im Interesse des Staates thätig. Zwischen der alten Königin und ihren fortpflanzungsfähigen Töchtern kommt es nun bald zu Reibereien im Neste. Diese wollen auch ihre Eier in die fertigen Zellen ablegen, was die Mutter zu verhindern sucht und so giebt es ein ewiges Gezänke, durch das schließlich die Alte aufgerieben wird, wenn ihre Töchter sie nicht etwa gar tödten.

Den letzten Eiern der Königin (es sei nochmals bemerkt, daß sie nur solche, aus denen weibliche Individuen sich entwickeln, legt) bezw. den aus ihnen hervorgegangenen Larven lassen nun die Arbeiterinnen besondere Sorgfalt angedeihen, und demgemäß entwickelt sich aus ihnen ein zweiter Schub fortpflanzungsfähiger Weibchen, ganz von Beschaffenheit der Mutter. Jetzt eröffnen auch die bis dahin unnützen Männchen ihre Thätigkeit und begatten sich mit diesen Weibchen, die eigentlich ihre Tanten sind, denn sie gehören derselben Generation wie ihre jungfräulichen Mütter an. Damit hat der Hummelstaat sein Ende erreicht. Die Bürger und Bürgerinnen gehen zu Grunde, bis auf die befruchteten Weibchen des zweiten Schubs, die überwintern, und deren jedes, das gesund den nächsten Frühling erlebt, wiederum zur Stammmutter eines neuen Staates wird.

Einer originellen Hummelpersönlichkeit sei noch gedacht, das ist der „Trompeter", der vor etwa 240 Jahren von dem holländischen Maler und Entomologen Jean Goedart (spr. Gudart) entdeckt, aber zu den zahlreichen thierischen Fabelgestalten gerechnet und vergessen wurde, bis ihn der vorher erwähnte Professor Hoffer wieder auffand. Der Trompeter ist ein kleineres, weibliches Individuum, eine von den Jungfernmüttern, das sich im Hochsommer zeitig in der Früh, etwa um 3½ Uhr auf einem erhöhten Puncte des Nestes mit dem Kopfe ab- und dem Hinterleib aufwärts stellt, seine Flügel lebhaft bewegt und etwa eine halbe Stunde lang einen Ton hervorbringt, der nach den Hummelarten verschieden ist. Hoffer beobachtete den Trompeter nicht bei allen seinen Bombarien, d. h. seinen Culturnestern von Hummeln, sondern nur bei volkreichen und bei denen solcher Arten, die unterirdisch leben. Fing er den Trompeter weg, so war am nächsten Morgen ein anderer da, der das Geschäft übernommen hatte. Das Trompeteramt ist mithin nicht an eine bestimmte Persönlichkeit gebunden. Was es zu bedeuten hat, wissen wir nicht. Zunächst könnte man an einen Weckruf, an eine Art Reveille denken. Wenn das auch sehr wahrscheinlich klingt, so fragt es sich doch sehr, ob diese Annahme den Thatsachen entspricht. Die Hummeln sind übrigens sehr fleißige Thierchen, noch weit fleißiger als die Bienen, denn sie fliegen früher aus und auch bei rauherem Wetter und sind viel später, selbst bei hereinbrechender Dämmerung noch beschäftigt.

Die Meliponen, zu deutsch die „Honigsammlerinnen", sind tropische Bienenformen, die nicht stechen können, wie Wespen, Hummeln und Honigbienen, aber ihre sehr volkreichen Staaten durch kräftige Bisse mit ihren Kiefern zu vertheidigen verstehen. Diese Staaten dauern, wie die der Honigbienen und Ameisen Jahre, denn die Königinnen leben ganz wie bei diesen Insecten ziemlich lange. Sie bauen zweierlei Zellen, Larven- und Vorrathszellen; erstere in Gestalt von Trauben oder von Waben, die aber nicht sehr regelmäßig sind, und wagerecht wie bei den Wespen liegen, aber Zellen enthalten, die sich nicht wie bei diesen nach unten, sondern nach oben öffnen. Entweder sind blos die Brutzellen von einem, unten mit einem Flugloche versehenen Wachsmantel umgeben und die Vorrathszellen befinden sich außerhalb desselben, oder diese liegen mit jenem innerlich. Ein Punct ist weiter noch bemerkenswerth: die Eier werden in mit Honig und Pollen gefüllte Zellen gelegt, die dann zugedeckt werden. Die Larven werden also von den Arbeiterinnen nicht hintereinander weg, sondern ein für allemal mit Nahrung versorgt.

Das ist ein wichtiger Unterschied in der Aufzucht der Larven zwischen den Meliponen einer-, und den Wespen, Hummeln und, wie wir im nächsten Vortrage sehen werden, Honigbienen andererseits.

Nicht Reclame

hat den guten Ruf des Excelsior Pneumatics begründet, sondern seine gute Qualität.

Julius Blüthner,

Kaiserl. und Königl. Hofpianofortefabrik,

Flügel und Pianinos

Weststrasse 59.

Bei Erkältungen, Catarrh, Heiserkeit, Trockenheit des Halses wirken schleimlösend: Apotheker Albrecht's Aepfelsäure-Pastillen à Schachtel 80 Pfg. in den Apotheken. Haupt-Depots: Engel-, Mohren-, [illegible], Linden-, Albert-, Salomonis-, Hirsch- u. Hof-Apotheke z. w. Adler. Borna: Löwen-Apotheke.

Die Pariser Küche

ist mit Recht berühmt, aber daß gegenwärtig in Paris die verschiedenartigen vortrefflichen Suppen in Restaurants einfach aus den Knorr'schen Fabrikaten, wie Hafermehl, Reismehl und Kräutermehl, Erbswürsten, Suppentafeln zc. hergestellt werden, das hätte sich gar Mancher, der die dortige Ausstellung besuchte und die herrlichen Pariser Suppen nicht genug rühmen konnte, wohl schwerlich träumen lassen.